

Freiräume der Hoffnung. Begegnungen von Christen aus der Schweiz und aus der DDR

VON ULI RÜEGG, YVERDON

Sieben Delegierte, vier aus der Schweiz, drei aus der DDR trafen sich ca. 1980, um ein Treffen „auf höchster Ebene“ vorzubereiten. Aber es zeigte sich bald: die Vertreter beider Länder hatten kein Interesse an Konferenzen „auf höchster Ebene“, von denen man sich nicht viel Konkretes versprach. Jedenfalls gab es ein befreiendes Gelächter, als uns klar wurde, daß wir beiderseits ein Projekt wollten, an dem „Basischristen“ aus der DDR und aus der Schweiz teilnehmen könnten.

Wir einigten uns dann leicht auf einen Vorschlag an unsere Kirchenbünde: Ein Austauschprogramm im Feld der Erwachsenenbildung wollten wir, das Teilnehmern aus und in beiden Ländern während mehrerer Jahre eine Weiterbildungsmöglichkeit anbieten würde und so vielen Bedürfnissen unserer Kirchen entgegenkommen könnte. Mehrere Jahre später sagte Helen Stotzer, daß sie an jenem Tag ‚ein neues Pfingsten‘ erlebt hätte, an dem uns der Heilige Geist ein gemeinsames Verständnis geschenkt und uns eine Türe für einen gemeinsamen Weg auf dem weiten Feld der Erwachsenenbildung geöffnet hatte.

1. WIE WIR ZU DIESEM THEMA KAMEN

Nach Mai 1968 erschien die Erwachsenenbildung überall als ein neues Wundermittel, das alle sozialen Krankheiten und Gebrechen der Gesellschaft heilen könnte. Die „EB“, wie man meinte, fördert 1. das Anpassungsvermögen an die verschiedenen Veränderungsprozesse des persönlichen und des sozialen Lebens; 2. die aktive und kreative Beteiligung am Veränderungsprozeß; 3. die Emanzipation, die es möglich macht, sich ohne Identitätsverlust zu verändern.¹

¹ Dazu: La formation des adultes. Encyclopédie du protestantisme. Genève et Paris, 1995, S. 605 (mit Bibliographie).

Unser Unternehmen stellte Vorbedingungen. Ich möchte vor allem an vier erinnern: 1. die Anerkennung der Rechtsgültigkeit der politischen Ordnung in der DDR sowie im schweizerischen Staatenbund; 2. der aktive Einsatz im Leben unserer beiden Gesellschaften, in *konstruktiver wenn auch kritischer Weise* (wie es, wenn ich mich recht erinnere, an einem Parteitag in der DDR formuliert wurde); 3. unsere Erwachsenenbildungs-Angebote nicht nur *für* die Teilnehmer, sondern vor allem *mit* ihnen zu gestalten; 4. unsere eigene Aus- und Weiterbildung nicht zu vernachlässigen, um die verschiedenen Aggressionen, die zu erwarten waren, mit möglichst viel Langmut aufzufangen.

2. FREIRÄUME DER HOFFNUNG

Ich erinnere mich an Helen Stotzer, als sie uns sagte: *Was uns heute nötig ist, sind Freiräume der Hoffnung*. Es war am Ende des Nachmittags. Wir waren wohl etwas müde, aber auch freudig erregt über unsere mutigen Entwürfe. Wir hatten aber auch Bedenken, ob unsere Vorschläge bei unseren Auftraggebern Anklang finden würden und ob sie tatsächlich den Erwartungen unserer Gemeinden entsprächen. Wir wußten (noch) nicht, daß „Freiräume der Hoffnung“ Motto vieler Kurse und Tagungen im Osten wie im Westen würden, nicht ohne Zweideutigkeiten, Fragwürdigkeiten, Enttäuschungen.

ZUM BEGRIFF „FREIRÄUME“

In der Schweiz, der deutschen wie der französischen, hatte das Wort „Freiraum“ einen anderen Klang als in der DDR, man spürt ihn anders in Bern im Jahr 2000 als in Berlin 1975.

Die Freunde in der DDR fühlten sich in erster Linie vom Präfix „frei“ angezogen: freien Übertritt über die Mauer, frei reisen zu können, sich nicht mehr eingeschlossen fühlen, das war die Hoffnung. Wir konnten das recht gut verstehen, mußten wir doch bei unserem ersten Übergang über die „Mauer“, in der Friedrichstraße mehr als drei Stunden in einem Raum ohne Fenster und Türklinke eingeschlossen bleiben, bis unser Visum in Ordnung war.

Eingeschlossen – Symbol eines verschlossenen Landes? So schlimm war es doch nicht: Wir hatten unsere Schweizer Jaßkarten und spielten bei eigentlich guter Laune, bis man uns die Türe öffnete...

In der Schweiz legt man mehr Gewicht auf die „Räume“ der Hoffnung. Was uns fehlt, ist der Raum, alles ist klein. Leiden am Komplex des Gartenzwerge. Man ist stolz über unsere Demokratie, und weil es bei uns schön ist und man einen hohen Wohlstand erreicht hat. Aber wir haben Angst vor Überfremdung, vor dem Strom der Ausländer, die unser kleines Land überfluten, und die Arbeit, den Reichtum, die Frauen nehmen...

Das Wort „Raum“ (französisch ‚espace‘) kommt aus der griechischen Wurzel $\sigma\pi\acute{\alpha}\omega$, die zwei Bedeutungen umfaßt: a. zerren, Zuckung b. sich ausdehnen ($\sigma\pi\alpha\omega/\sigma\tau\alpha\delta\iota\omicron\nu$).² Bei uns erlebt man den Raum als Ort der Zerrung, der Verkrampfung. Dem Bedürfnis nach Ausdehnung kann man noch ein wenig genüge tun in den Ferienreisen. Das Bedürfnis nach Öffnung, nach ‚Ausdehnung‘ unserer Eigenschaften scheint auch recht bescheiden. Das Schlagwort „Freiräume der Hoffnung“ erweckt vor allem das Bedürfnis nach Sicherheit und Wohlstand. Viele Einkaufszentren benennen sich „Espaces“.

*Der Mensch braucht noch oder wieder den Schutz und die Geborgenheit des Raumes. Wenn das Begriffspaar ‚Angst‘ und ‚Geborgenheit‘ Nachdenkliche in verschiedenen Disziplinen so häufig beschäftigt, geschieht das nicht ohne Anlaß.*³

ZUM BEGRIFF „HOFFNUNG“

*Die christliche Hoffnung ist...eine Phantasie der Liebe, wie es besser gehen könnte in der Welt und gerechter unter den Menschen, weil sie Zuversicht hat, daß das Beste und die Gerechtigkeit Gottes kommt. Sie provoziert deshalb auch ständig ein kritisches Denken über Vergangenheit und Gegenwart, weil sie von der Krisis weiß, in der nichts bestehen kann, was ist. So entsteht an der christlichen Verheißungsgewißheit Widerstand und Aufbruch gegenüber der Welt, die sich in sich selbst verschließt.*⁴

Im Jahr 1965 erschien Moltmanns ‚Theologie der Hoffnung‘, die mir und vielen andern neue Perspektiven im Umgang mit der Bibel eröffnete. Besonders wichtig wurde dieses Buch für unsere Erwachsenenbil-

² Johann Baptist HOFMAN, Etymologisches Wörterbuch des Griechischen, Art. $\Sigma\pi\alpha\omega/\sigma\tau\alpha\delta\iota\omicron\nu$ Darmstadt 1966.

³ E. KÜHN, Anmerkungen zum Verhalten des Großstädtlers, in: Neue Anthropologie, Band 3, Stuttgart 1972, S. 267.

⁴ Jürgen MOLTSMANN, Theologie der Hoffnung, München 1965, S. 324.

dung, wobei ich mir bewußt war, daß die Durchführung dieser Hoffnung nicht ohne Schwierigkeiten geht. Ich mußte meine Überzeugungen kritisch überprüfen, meine Schwächen und Fertigkeiten neu erkennen. Ich brauchte Freunde, die mir helfen konnten meine Ahnungen und Wunschziele abzuklären, meine inneren Widerstände ernst zu nehmen. Das war, was ich suchte und brauchte, das war aber auch, was mir die Arbeitsgruppe unseres Austauschprogramms anbot.

Deshalb bin ich Dir, lieber Hans-Eberhard, dem Kollegen unseres Kreises und den Behörden unserer Kirchenbünde, die unser Unternehmen möglich machten, zu großem Dank verpflichtet. Die Zusammenkünfte in Berlin, die Wochen in Görlitz und Templin, die Auswertungstage mit den Schweizer Teilnehmern, waren für mich eine reiche und glückliche Zeit. Die Zeit einer schönen Hoffnung.

Natürlich ist unser Unternehmen bescheiden geblieben. Nur etwa hundert Teilnehmer aus unseren beiden Ländern haben davon profitiert. Aber wir trafen uns regelmäßig einmal im Jahr: 6 Christen aus beiden Ländern. Gelegentlich waren sogar Schweizer Kirchenpräsidenten beteiligt. Wir haben uns glücklicherweise dennoch nie eingebildet, daß wir besser wüßten, was unseren Kirchen und Staaten in der damaligen Lage nötig gewesen wäre.

Diesbezüglich kam mir oft eine Aussage von Theophil Vogt, Leiter des Zürcher Instituts für Erwachsenenbildung, in den Sinn: *Es gilt, jener Freiheit zu gedenken, die aus Hoffnung Relatives schafft, nur Relatives, aber gerade durch diese Begrenzung auf den Bereich des Vorläufigen den Mut zum Neuen in ausgesprochener Weise haben darf.*⁵

Ja, ich hatte Freude an unseren Treffen. Nicht nur, aber ganz besonders an der famosen Soirée im Turm der französischen Kirche in Berlin, wo ich einen Höhepunkt unserer Freundschaft genoß. Aber auch an unseren Sitzungen, die oft strapazierend, manchmal sogar konfliktuell und turbulent verliefen. Ich zitiere nicht ohne gewollte Ironie eine Ausführung unseres Mitarbeiters Volker Weymann: *Es wäre eine Abstraktion vom faktischen Leben, wollte man davon absehen, daß der Mensch passiv und aktiv von Konflikten und Widersprüchen bestimmt ist: Von Konflikten mit anderen Menschen und mit der Welt, wie sie ihn umgibt, und er sie mitgestaltet, und nicht zuletzt vom Konflikt mit sich selbst.*

5 Theophil VOGT, Herausforderung zum Gespräch, Zürich 1970, S. 250

*Hier handelt es sich nicht um einen bedauerlichen Ausnahmefall, sondern um den Normalfall menschlichen Lebens.*⁶

3. EIN AUSTAUSCHPROGRAMM

Was haben wir ausgetauscht zwischen Christen aus der DDR und der Schweiz? Was haben Schweizer an den Tagungen in der DDR gelernt? Und was haben Deutsche in der Schweiz erfahren? Waren die Erfahrungen komplementär? Widersprechend? Oder einfach verschieden? Wie reagierst Du auf meine Erinnerungen an unser gemeinsames Unternehmen?

DER POLITISCHE KONTEXT IN DER DDR

Mein erster starker Eindruck in Ostdeutschland war die Freiheit der protestantischen Kirche dem sozialistischen Staat gegenüber. Ich erwartete eine Kirche, die sich auf ihr Eigenleben zurückgezogen hatte, aus Angst vor der Bedrohung des christenfeindlichen Staates. Ich stellte mir vor, daß alle Christen im Heimweh nach der Vergangenheit lebten und sich höchstens mobilisierten, um die wenigen Freiheiten, die der Staat ihnen noch zugestand, zu verteidigen. Ich entdeckte aber schon bei unserer ersten Zusammenkunft eine weltoffene Kirche, die beflissen war zu überprüfen, in welcher Art und Weise die politischen Behörden ihre Macht ausübten und wie sie die Prinzipien ihrer Programme ausführten und wo sie gegen ihre eigenen Richtlinien handelten.

Ich war beeindruckt vom Mut der kirchlichen Autoritäten. Sie verteidigten Opfer von Ungerechtigkeiten, setzten sich ein für diskriminierte Minderheiten, ohne Rücksicht auf das Risiko, die eigenen Privilegien zu verlieren. Diese Freiheit habt ihr im Respekt der Behörden eures Landes ausgeübt. Einige mit einer Zuversicht, die recht provozierend sein konnte, wie ich es bei Horst Kasner beobachten konnte. Andere schienen mir diplomatischer, höflich, geduldig, zäh und ausdauernd im Verhandeln, was in meinem Gefühl Dir, lieber Hans Eberhard, entsprach.

Von diesen beiden Haltungen könnte ich mehrere Beispiele geben. Besonders erinnere ich mich an einen (Jugend-?) Pfarrer, der mir erzählte, wie er sich in einen Kongreß der sozialistischen Jugend einschmug-

6 Volker WEYMANN, Evangelische Erwachsenenbildung, Stuttgart 1993, S. 26.

gelte, um dort abends „unter Kameraden“ die Bibel zu lesen und mit den Jungen über Fragen diskutierte, die sie ihm stellten.

Diese Kirche erschien mir wohl geschwächt, fragilisiert, materiell sehr abhängig von der Partnerschaft der westlichen Gemeinden, aber vor allem zuversichtlich, ohne große Hemmungen, Minderheits- oder Überlegenheitskomplexe. Dabei vergesse ich nicht, daß nach 1975 (oder 1980) die Beziehungen zum sozialistischen Staat sich zu mehr Toleranz und Freiheit entwickelten.

Einige Schweizer Teilnehmer am Austauschprogramm zeigten sich enttäuscht, eine so „normale“, keine Märtyrerkirche gefunden zu haben. Die meisten waren aber vom Mut zur Freiheit der Christen in der DDR beeindruckt und kamen zum Nachdenken über unsere Beziehungen zu den Behörden unseres Staates.

In diesem politischen Kontext kam das Austauschprogramm mit seinen Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten besonders willkommen. Was ich oben zum Thema „Erwachsenenbildung“ geschrieben habe, war in jener Zeit aktueller in der DDR als in der Schweiz.

DER POLITISCHE KONTEXT IN DER SCHWEIZ

Du hast auch feststellen können, daß alle kantonalen Kirchen, auch diejenigen, die vom Staat juristisch getrennt sind, wie zum Beispiel in Genf, Neuchâtel oder Basel, mit dem Staat verbunden sind, durch einen schriftlichen oder nicht ausgesprochenen Vertrag. Daraus entsteht natürlich die Tendenz, daß sich die Kirchen selbst zensurieren. In den letzten Jahren haben sie etwas mehr ihr Recht zur Kritik ausgeübt und in mehreren Abstimmungen, zum Beispiel zur Flüchtlingsfrage oder zur Mutterschaftsversicherung, Stellung genommen – allerdings ohne großen Erfolg.

Der Vertrag mit dem Staat hat trotzdem auch positive Seiten. Die Kirchen haben einen Freiraum in der Gesellschaft und werden von den verschiedenen kantonalen Behörden als Partner anerkannt. Ein Beispiel dieser unserer Problematik:

Nächstes Jahr soll sich der Kanton Waadt eine neue Verfassung geben. Seit anfangs 2000 arbeiten die Mitglieder der Verfassungskommission in regionalen Gruppen. Die katholische und die protestantische Gemeinde von Yverdon haben die „Konstituanten“ unserer Region eingeladen zu einer Diskussion über ihre Erwartungen den Kirchen gegen-

über und unsere Erwartungen von einer neuen Verfassung. Die meisten kamen zur Diskussion. Beim ersten Treffen trat die Mehrzahl für eine Trennung von Kirche und Staat ein. Drei Monate, das heißt drei Treffen später, hatte sich die Stimmung geändert. Einer der heißesten Befürworter der Trennung erklärte: *Nachdem ich mich besser über die soziale Arbeit der Kirche erkundigt habe und dabei feststellte, wie viele freiwillige Mitarbeiter die Kirchen rekrutieren und ausbilden, ist mir klar geworden, daß die Übernahme dieser Tätigkeit durch den Staat ihm mehr kosten würde als das jetzige Kirchenbudget.*

Du siehst, wie unklar, „ambigües“ diese Beziehungen sind: Was den Kirchen eine gewisse Autorität und eine für den Staat anerkennungswürdige Berechtigung gibt, ist der soziale Einsatz der Gemeinden, hauptsächlich in allen Randgebieten der Gesellschaft, wo man auch eine gewisse gesetzwidrige Benutzung des Asylrechtes duldet.

Aber, was die Verkündigung des Evangeliums anbetrifft, „die christliche Ideologie“, so wird sie mehr oder weniger toleriert. Sie ist allerdings fast nur für Insiders gedacht. Sie kann der Gesellschaft kaum noch Gestalt geben. Andererseits braucht die Gesellschaft Riten, die ihr ein gutes Gewissen geben. Im persönlichen Leben hat jeder seine eigene Religion – indische und chinesische Riten sind heutzutage besonders beliebt – die ihm seine Hoffnung auf ein langes und gutes Leben bestätigt. Auf der Landesebene sollen die Kirchen bei größeren Ereignissen diese Rolle spielen. So erlebten wir kürzlich einen ökumenischen Gottesdienst zur Einweihung der Autobahn No.1. Er wurde von der Statthalterin Yverdons vorbereitet und eingeleitet und fand im ersten Tunnel der Autobahn statt.

4.. DIE ANWENDUNGSFELDER DES AUSTAUSCHPROGRAMMS

ÖKUMENISMUS

Für Dich, wie übrigens für alle Deutsche aus der DDR, die ich kenne, betrifft der Ökumenismus die Beziehungen zum Weltrat der Kirchen und besonders sein Zentrum in Genf. Nach der Wende war es besonders wichtig, die Zugehörigkeit der Kirchen in der DDR zur weltweiten Kirche zu betonen. Hatte man dabei nicht auch das Gefühl, daß der Weltrat Euch einen gewissen Schutz gewährte? Für uns, trotz (oder wegen?) der

Nähe zu Genf, betrifft der Ökumenismus in erster Linie unsere Beziehungen zur römisch-katholischen Kirche. Das Zweite Vatikanische Konzil ermöglichte eine gewisse Annäherung. Wichtig waren für uns hauptsächlich die gegenseitige Anerkennung der Taufe und der Trauung der Mischehen, sowie die neue Stellung der Laien in den katholischen Gemeinden. Sehr rasch entstanden nach 1965 gemischte Arbeitsgruppen für die Laienausbildung und die Bibelarbeit. In der Schweiz gibt es weniger als 40% Katholiken und weniger als 40% Protestanten. Kirchliche Trauungen werden immer seltener, sind aber meistens Mischehen-Trauungen.

In unserer Lage ist es vernünftig, ja notwendig, daß Erwachsenenbildung interkonfessionell durchgeführt wird. Konfessionelle Unterschiede zwischen Teilnehmern an Kursen, Seminaren, Retraiten sind selten bemerkbar. So kam einmal eine Teilnehmerin zu mir: *Monsieur le curé, finden Sie nicht, daß der [protestantische] Pfarrer zu weit geht?*

In der französischen Schweiz findet der biblische Unterricht in der Schule statt, in konfessionell gemischten Klassen. Auch Vorbereitungsabende zur Taufe und Trauung werden gemeinsam gehalten. In unseren Kursen halten wir es für gut, daß sie von zwei Leitern geführt werden: einer als Animator/in, der andere als theologischer Berater/in. Meistens ist einer katholisch, der /die andere reformiert.

So haben wir auch, Marty Voser und ich, in Templin und Görlitz gearbeitet. In Templin war Bischof Schönherr Teilnehmer. Als zu Ende die Gruppe eine Abendmahlsfeier wünschte, gab der Bischof seine Erlaubnis: *Wir sind ja unter Protestanten*. Marty kommunizierte trotzdem...

Jetzt steht der Ökumenismus bei uns vor neuen Fragen und Herausforderungen. In vielen Gebieten, in Schule, Flüchtlingsheimen, Mischehen usw. sind die „Nicht-Protestanten“ Juden, Muslime, Buddhisten. Die Kirchen in der Westschweiz haben deshalb ein Institut für interreligiöse Gespräche und Beziehungen geschaffen. Für die Schulen z.B. wurde ein interreligiöser Kalender herausgegeben. Man hofft damit, die Kenntnisse anderer Religionen zu fördern, indem die Kinder die Feste der andersgläubigen Klassenkameraden mitfeiern.

Tut sich in diesen schweren und komplizierten Beziehungsfeldern auch ein „Freiraum der Hoffnung“ auf?

AUS- UND WEITERBILDUNG

Der Pfarrermangel und der Exodus aus den Kirchen zwingt zur Ausbildung von Laienmitarbeitern. Die Ausbildung von Katechetinnen und Katechetinnen war eine Aufgabe des Austauschprogramms, an der wir viel voneinander gelernt haben. Marty Voser und ich haben besonders in Görlitz viel erlebt und erlernt, was zu unserer eigenen Aus- und Weiterbildung beigetragen hat.

In der Suisse romande konnten einige, zwar seltene Teilnehmer aus der DDR – ich denke besonders an Pfarrer Violet – etwas von unseren „Besuchergruppen“ erfahren. Kirchenälteste und Frauen aus den Gemeinden, besuchen neue Siedler oder Mütter am Geburtstag ihres Kindes, oder alleinstehende alte Leute, oder aus dem Spital Kommende usw. Sie berichten, tauschen Erfahrungen aus, lernen besser zu verstehen, was andere durchmachen, und anderes mehr.

Für die Schweizer waren die Ferienwochen in der DDR ein besonders interessantes Erlebnis, das neue Anregungen zu Initiativen in der Schweiz gab. Besonders Teilnehmer aus dem Gebiet von Basel waren davon bereichert und erfreut.

Die pastorale und diakonale Weiterbildung war natürlich das Hauptanliegen des Austauschprogramms. Das Pastoralkolleg in Templin spielte dazu eine große Rolle, für die meisten Schweizer Teilnehmer ein Erlebnis, das sich für ihren Pfarrerberuf als wichtig erwies.

In der Schweiz konnten wir Bibelwochen anbieten, die wir versuchten, mit aktiven Methoden zu gestalten. Für uns war die Teilnahme von Delegierten aus der DDR besonders wichtig, weil sie uns zu neuen Fragen, Ideen und Erfahrungen brachte.

Mit Marty habe ich in Templin und Görlitz, sowie in Gwatt und Boldern die interessierte und kritische Mitarbeit der Teilnehmer aus der DDR geschätzt: Dank dieses Miterlebens haben wir gelernt, mehrere Fehler unserer Methoden zu korrigieren und sie für neue Interessensfelder zu erweitern.

Zu Ehren Marty's, und damit Du ihre Stimme zu hören bekommst, schreibe ich einen kurzen Abschnitt aus ihrem Kommentar zu Psalm 126: *In Psalm 126 wird ein Traum geträumt; der Traum vom wiederhergestellten Zion. Der Traum ist so stark, daß er für die Träumenden zur Wirklichkeit wird, die Lachen und Jubel auslöst. Er ist so stark, daß er wohl von der bitteren Alltagswirklichkeit nicht flieht, sondern ihr standhält. Wohl ist Zion zerstört, aber sein Traumbild zerreißt die Net-*

ze, die Verlust und Untergang wie eine Spinne über alles Leben spannen und in Resignation lähmen.⁷

5. DAS ENDE EINES TRAUMS

Bis Ende 1989 hatte unser Austauschprogramm ein Netz von „Freiräumen der Hoffnung“ hergestellt, mit dem wir uns den Traum des Psalmisten angeeignet hatten. Er half uns, „in der bitteren Alltagswirklichkeit“ Träger einer Hoffnung zu sein. Wir hatten geplant, uns im Frühjahr 1990 wieder zu treffen, um unser ganzes Unternehmen miteinander auszuwerten und zu sehen, wie wir es weiterführen könnten. Dieses Treffen war in der Schweiz, in Boldern, geplant. Wir hatten die offizielle Bestätigung erhalten, daß eine große Delegation aus der DDR die Erlaubnis zur Reise nach Boldern erhalte.

Die Tagung in Boldern kam tatsächlich zustande, in einer merkwürdigen Atmosphäre von Freude und Spannung. Der „Traum“ der einen prallte auf den „Realismus“ der andern: Man war noch im Rausch der wiedergefundenen Freiheit, man spürte aber auch die baldige Ernüchterung, die kommende Enttäuschung. Die Leiter der Begegnungswoche hielten sich an das vorgesehene Programm, das Monate früher geplant und den Teilnehmern mitgeteilt worden war. Der Großteil der Teilnehmer hatte aber das Bedürfnis eines wahren Meinungsaustauschs über die letzten Ereignisse in Deutschland. Diejenigen, die eine Bilanz des Austauschprogramms ziehen wollten, um nach fünfzehn Jahren zu prüfen, wie es künftig weitergehen sollte, stießen auf den heftigen Widerstand der Mehrheit, die ihre Ängste und Hoffnungen der neuen Gegenwart zur Aussprache bringen wollten. Für die Teilnehmer aus Deutschland war die große Wende das einzig wichtige Thema. Europa, ganz Europa war jetzt ihr „Freiraum der Hoffnung“. Man wollte und konnte nicht mehr mit dem Psalm 126 träumen.

Mit der Mauer war auch das Austauschprogramm gefallen und gehörte zu einer definitiven Vergangenheit. *Denkt nicht mehr an das Frühere, es kommt niemand mehr in den Sinn, heißt es Jesaja 65, 17b.*

Erlaube mir einige Worte zu sagen über die absolut herrliche Aussage dieses Prophetenwortes. Jede Religion hat diese Erfahrung gemacht. Wir können nicht neu geboren werden, wenn die Macht des Alten nicht

⁷ Psalmen. Bibelarbeit in der Gemeinde, Band 4, Zürich-Köln 1982, S. 166.

zerbrochen wird; und man kann sie nicht zerbrechen, so lange die Last des Schuldbewußtseins uns unterdrückt.⁸

EINE BILANZ?

Die Schweiz ist mehrsprachig. Die meisten Schweizer Teilnehmer am Austauschprogramm kamen aus der deutschsprachigen Schweiz. Einige französisch Sprechende, die die deutsche Sprache genügend beherrschten, nahmen an Ausbildungswochen in der DDR teil. Sie waren besonders erfreut davon. Mehrere befreundeten sich mit deutschen Kollegen und stehen auch jetzt noch in freundschaftlicher Beziehung mit ihnen. Daraus sind auch partnerschaftliche Austausche zwischen Gemeinden im Waadtland und in Ostdeutschland entstanden. Wir hatten gehofft, es könnte auch Teilnehmer aus der DDR geben, die das Austauschprogramm in der französisch sprechenden Schweiz erleben würden. Es gab aber, wegen der Sprachschwierigkeiten, nur einen deutschen Teilnehmer in der Suisse romande. Ich konnte das nur bedauern. Unter anderem, weil die materiellen Verhältnisse in der Westschweiz denen in der DDR näher waren als in der deutschen Schweiz, wo sie viel bequemer, nobler sind. Oft sagten Teilnehmer aus der DDR, mit etwas Neid oder auch gereizt: *Wenn wir mit ähnlichen Mitteln, in ebenso feudalen Heimstätten arbeiten könnten! Aber wir müssen uns bescheiden...* In der Westschweiz liegen die materiellen Möglichkeiten denen der (ehemaligen) DDR näher.

EINE ENTTÄUSCHUNG, SCHLIMMER: EIN GRUND ZUM ZORN

Jedes Jahr trafen sich die Schweizer Delegierten in Bern zur Auswertung. Jedes Jahr stellten wir die Frage: *Was habt ihr in der DDR für euren Pfarrdienst gelernt?* Jedes Jahr gab es einen oder zwei Kollegen, die erstaunt antworteten: *Wir konnten doch in einem sozialistischen Land nichts lernen! Wir gingen ja auch nicht, um zu lernen, sondern um zu belehren!*

⁸ Frei zitiert aus: Paul TILLICH, *The Shaking of the Foundations*. Französische Ausgabe von R. MOREL, 1967, S. 250.

DREI BILDER DER HOFFNUNG, DIE ICH VON DIR, VON
EUCH, GESCHENKT BEKAM

Da, wo die Hoffnung einen Raum findet, ist sie wie eine Knospe, die zur Blume wird und schließlich Früchte trägt.

Da, wo das Evangelium zum Boden dieses Raumes wird, öffnet die Hoffnung Türen für Menschen, die draußen warten.

Da, wo die Hoffnung von den „Nets“ und „Webs“ erstickt wird, muß man neue Freiräume der Hoffnung schaffen.

Es ist illusorisch, auf Erden eine Kopie der „himmlischen Stadt“ errichten zu wollen. Hingegen sollen wir uns dafür einsetzen, aus unseren irdischen Städten Räume der Menschlichkeit und der Solidarität zu machen. In der Nähe von Lausanne, ‚La Maladière‘ genannt, wurde vor 1000 Jahren eine Kapelle gebaut, extra muros, für die Gebannten, Gichtbrüchigen, zum Tode Verurteilten. 1993 wurde sie restauriert, als Aufnahme- und Begegnungsort für ‚die Leute der Straßen‘, für die Obdachlosen.⁹

9 Frei übersetzt aus: Jean-Bernard RACINE, *Villes idéales et rêves de villes*, in : *Ma ville idéale*, Genf 1999, S. 237.